

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1909**

231 (5.10.1909) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 80

# Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 80. Karlsruhe, Dienstag den 5. Oktober 1909. 29. Jahrgang.

Inhalt von Nr. 80: England und englische Verhältnisse VI. — Eine Bergpartie. — Die Arbeiterfrau und der Alkohol. — Aus allen Gebieten. — Allerlei. — Aus den Witzblättern. — Literatur.

## England und englische Verhältnisse.

Reise-Maudereien von W. Th.

**VI.**  
**Nordschottland.**

Wie nahe die Schetland-Inseln dem Polarkreise liegen, war nicht nur daraus zu entnehmen, daß man abends nach 11 Uhr noch bequem im Dämmerlicht lesen konnte, sondern im Gesellschaftszimmer des Hotels prasselte am 10. und 11. Juli im Kamin ein lustiges Holzfeuer. Das war nicht überflüssig, denn draußen wurde der Rauch des Meeres sichtbar. Trotz Golfstrom. Lieferten die tiefen und ausgedehnten Hochmoore der Inseln nicht den speckigen Torf, so möchte es schwer sein, dem langen Winter Stand zu halten. Umsonst ist freilich auch auf diesen entlegenen Inseln der von selbst sich bildende Torf nicht zu haben. Zwei oder drei Grundherren, englische Lords, sind die Besitzer des ganzen Landes und der Moore. Sie lassen sich für die Erlaubnis, auf ihrem Grunde Torf stechen zu dürfen, von jedem zwei bis sechs Pfund Sterling (40 bis 120 Mk.) jährlich zahlen, eine unerschöpfte hohe Summe, deren Aufbringung den armen Crofters schwer genug fällt. Außer dem qualmenden Torffeuer, dessen Rauch in die Augen beißt und das während der acht Wintermonate im Kamin nicht ausgehen darf, bieten selbstgefertigte dicke Wolljacken, die in seltener Vorzüglichkeit auf den Inseln getrickt werden, Schutz vor der Unbill des Winters. Zeit genug zum Spinnen der Wolle und zum Stricken der Socken haben die Inselbewohner allerdings.

Wenn draußen der Sturm über die Höhen und um die Klippen segt, wenn wochenlang die Sonne kaum sichtbar wird und dicke Nebel vollends die Luft verfinstern, so daß die Tranlampe von früh bis abends in den fast fensterlosen Stuben brennen muß, wenn Schneeberge um die vereinigt liegenden Häuschen sich türmen, dann ist der Crofter in seine Hütte gebannt; dann spinnen die Kleinen und stricken die Alten, Männer wie Frauen; dann erzählen sie sich die alten Sagen aus längstverhallenen Zeiten, Geschichten vom Earl Patrick Stewart, der 1600 in Scalloway das große Kastele baute, ein arger Menschenhinder war, alle Leute, die ihm nicht genug Fische oder Wolle brachten, an einem Stricke bis zur Rinne des Turmes hochziehen ließ — der Eisenring, durch den der Strick lief, ist heute noch zu sehen — der es aber mit den Pfaffen nie verdarb, weil diese seiner sündigen Seele durch fleißiges Gebet den Himmel sichern sollten, und der endlich vom englischen König gefangen und in Edinburgh geköpft wurde. Sie erzählen sich von den Stones of Stennes auf den Orkney-Inseln, riesigen, schmalen Steinplatten von zehn, zwölf Meter Höhe, die mit einem Ende in die Erde gegraben sind und aufrecht stehen als Grabdenkmäler für die alten Häuptlinge und Könige in der Heidenzeit. Sie wissen auch, daß das gewaltigste dieser Steinbretter, der Dornstein, in Reichhöhe durchlocht worden ist. Durch dieses Loch mußten sich Braut und Bräutigam die Hand reichen, bevor sie als Ehepaar galten. Es läßt sich viel erzählen in einem langen Winter, und jedes Jahr kehrt er wieder.

Wie die Gebirgsbewohner, so halten auch die Küsten- und Inselbewohner zähe an abergläubischen Vorstellungen. Da hilft keine Belehrung, keine Widerlegung. Die Furcht vor den elementaren Gewalten, die ihnen oft und in mannigfacher Gestalt den Tod bringen können und bei denen es kein Entrinnen gibt, macht die Leute religiös. Sie suchen je nach ihrer konfessionellen Färbung Schutz und Fürsprache durch ihre Heiligen, ihre Mutter Maria, ihren Jesus, ihren Herrgott. Und wenn ihnen auch zeh-

mal nachgewiesen wird, daß alle die unglücklichen Opfer der Lawinen, der Abstürze, der Seestürme, der Springfluten ebenso gläubig wie sie selbst gebetet haben, daß ihnen das aber trotzdem nichts geholfen hat, sie halten fest an ihrem religiösen Aberglauben. Die Religion entspringt eben der Furcht vor Gefahren und der Hoffnung, irgendwo gebe es irgendwen, der die Gefahren bannen könne, wenn man seine Beihilfe zu finden verstehe.

Eine weitere kleine Seefahrt von vierzehn Stunden brachte uns nach Thurso, der nördlichsten Stadt des schottischen Festlandes. Auch diesmal lernte unser Schiff, ein kleiner, geschmeidiger Schraubendampfer, das Tanzen aus dem Fundamente, Botwale, mächtige Burschen, schossen mit erstaunlicher Schnelligkeit durch die hohen Wellen, von denen sich Albatrosse und Kormorane schaukeln ließen. Die Albatrosse sind große, kräftige Schwimmbögel, mit Ausnahme der schwarzen Schwinge ganz weiß. Lebende Fische kann der Albatross nicht fressen; dafür verliert er seinem Magen alles mögliche ein, was auf den Wellen treibt, mit besonderer Vorliebe Nas. Der schmutzig-graue Kormoran ist dagegen ein gefährlicher Fischräuber; das englische Vogelschutzgesetz kennt deshalb für ihn keine Schutzzeit. — Diese kurze Fahrt hätte auch mich beinahe seetrunk gemacht. Nicht wegen der heftigen Bewegungen des Schiffes. Aber gerade als ich aus der Kajüte nach oben gehen wollte, ergoß sich an der Schiffstreppe aus dem Munde eines hübschen, jungen Mädchens im weiten Bogen ein so breiter Strom von halbverdauten Speisen, daß ich nur mit knapper Not noch zur Seite springen konnte. Und einen Geruch verbreitete die Cuption, als ob sie nicht in dem Magen, sondern weit, weit dahinter ihren Ursprung gehabt hätte. Da wollte es auch mir tief aus dem Magen heraussteigen; doch, kam es nicht so weit; die schnell angebrannte Zigarre verschonte das Gesicht. Aber fest prägte sich mir der Erkenntnisatz ein, daß auch das hübscheste Mädchen keinen günstigen Eindruck macht, wenn es sich in dieser Weise vorstellt.

Fast neun Stunden dauerte die Bahnfahrt von Thurso durch Nordschottland bis Inverness. Ganz prächtige Gebirgs- und Küstengebilde ziehen vorüber. Stolz Nadelholzwälder wechseln mit kahlen Berghängen, mannshohe Farnkräuter mit lieblichen blumigen Wiesen und Weiden. Das ganze weite Gebiet ist viel reicher an Natur Schönheiten, als man erwartet hatte. Die Berge steigen steil bis zu imponierender Höhe an; finstere, tiefe Schluchten und freundliche, breite Talmulden mit lauberen Dörfern und Städtchen bieten sich in bunter Folge dem Blicke, und überall Herden auf den Weiden, im bunten Gemisch Kinder, Schafe und Pferde, unter denen besonders die kleinen fehnigen Ponys auffallen. Diese kleinen Kerle haben im Laufe eine bewundernswerte Ausdauer. Stundenlang ziehen sie den Wagen bergauf, bergab, ohne nur einm in gemächlichen Schritt zu verfallen.

Hier ist eben alles gesund, Tiere und Menschen.

## Ein Bergpartie.

Von A. Westermann.

Gar viele Menschen haben das Verlangen, die Arbeit und Sorgen des Lebens auf einige Tage in Jahr zu ver-gessen und sich draußen in der Natur Erholung zu gönnen, aber leider sind unsere gesellschaftlichen Zustände nicht dazu angetan, diesem berechtigten Verlangen Rechnung zu tragen. Wenigstens ist dies bei der Arbeiterschaft der Fall, denn nur wenige davon haben im Jahre einmal Gelegenheit und die nötigen Mittel dazu, sich nach Herzens-lust wenige Stunden mit den Schönheiten der Natur zu unterhalten.

Auch dieses Jahr benützte ich meine Ferienzeit dazu, um einen lang gehegten Wunsch in Erfüllung zu bringen, eine Reise nach der Schweiz zu unternehmen, in Verbin-

derwendeten bei ihren Versuchen nach den Angaben von Pro-fessor Hergesell zwei miteinander verbundene Ballons, einen kleineren, der nicht prall gefüllt wird und gerade inslande ist, die Meßinstrumente in der Luft im Gleichgewicht zu erhalten, und einen größeren, der nur den Auftrieb zu besorgen hat. So kann letzterer zu gewaltigen Höhen emporsteigen, bis er schließlich platzt, worauf der kleine Ballon die Instrumente zur Erde trägt und auch deren Auffindung erleichtert, da er sich noch längere Zeit schwebend erhält. Bei dem erwähnten Auf-stieg wurde in 29 040 Metern Höhe eine Temperatur von — 63,4 Grad gemessen, während die niedrigste Temperatur mit — 67 Grad schon in 12 000 Metern Höhe festgestellt wurde. Diese Tatsache scheint die von vielen Aerologen angenommene Hypothese zu bestätigen, wonach gewisse Wärmestrahlen der Sonne gar nicht bis zur Erde gelangen, sondern schon in den höheren Luftschichten absorbiert werden. Freilich wird es zu-nächst noch weiterer Aufstiege und Versuche bedürfen, um in dieser Beziehung Klar sehen zu können.

Som Aderlaß. Mehr als 3000 Jahre ist der Aderlaß be-kannt. Die Zeiten, in denen er häufig angewandt wurde, haben mit anderen abgewechselt, wo er gänzlich unbekannt war. Noch vor 80 Jahren wurde er außerordentlich häufig ange-wandt, 30 Jahre später wieder mit dem großen Ranne belegt; vor etwa 30 Jahren wurde er fast nirgends mehr ausgeführt. Erst in der letzten Zeit begannen sich die Anschauungen wieder zu ändern, die Zahl der Aerzte, die die Meinung vertreten, daß Blutentziehungen bisweilen sehr nützlich seien, wächst wie-der. Vor allem sind es, wie in der Monatschrift für die phy-sikalisch-diätetischen Heilmethode ausgeführt wird, Ver-giftungen und Stauungsercheinungen im Kreislauf infolge von Herz- oder Lungenerkrankungen, bei denen der Nutzen des Aderlassens nur noch von wenigen geleugnet wird. Auch beim Schlag hat nach der Angabe französischer Aerzte der Aderlaß einen günstigen Einfluß. Fernerhin hat er sich bei einer ganzen Reihe von Krankheitszuständen als ein wichtiges und wirkungsvolles Behandlungsmittel erwiesen, so z. B. bei Hornberggung, bei der Lungenentzündung, bei Gehirn-schlag, bei gewissen Herzkrankheiten usw. Auch nervöse Beschwerden werden von einem Aderlaß günstig beeinflusst.

## Allerlei.

**1. Mutterkraft und Schulleistungen.** Die moderne Statistik ist schon hinter vieles gekommen, aber noch nie hat sie in einer so erstaunlichen Weise Zusammenhänge aufgedeckt, wie bei der Konstatierung, daß je länger die Stilldauer bei Säuglingen war, desto besser die Durchschnitts-Pensuren dieser Kinder als spätere Schüler waren. Der Berliner Kinderarzt Prof. Mayer hat das durch eine Statistik nachgewiesen, deren ausgedehntes Ver-suchsmaterial die Nichtigkeit der Schlüsse garantiert. Ähnlich wie bei den Schulleistungen liegen die Dinge bei der Militärtauglich-keit. Bei Wehrtruppen aus der Provinz Sachsen und aus Thüringen ergaben die überhaupt nicht durch die Mutter Ernährten nur 30 Proz. taugliche, die bis 3 Monate gestillten schon 39 Proz. und dieser Prozentsatz stieg mit der längeren Stillungsdauer bis auf 48 Proz. bei den ein ganzes Jahr lang Gestillten. Nach unserer Ansicht sind nun die Schlüsse des Prof. Mayer durchaus zutreffend nur dann, wenn man nicht nur die Vorbedingungen der natürlichen Ernährung der Kinder durch die Mutterkraft als äußerst vorteilhaft für die ganze spätere körperliche und geistige Verfassung des Kindes ansieht, sondern dabei in Rech-nung zieht, daß es sich bei Frauen, die ihr Kind, sagen wir ein halbes bis ein Jahr lang selbst stillen können, um normale und ganz gesunde Vertreterinnen der Volkskraft handelt, die an sich schon gesunden Kindern das Leben geben. Es wäre höchst inter-essant, einmal eine Statistik nach dem Gesichtspunkte aufzuneh-men, ob die Kinder schwacher Mütter, die aber trotzdem ihren Säugling stillen, nicht besser gedeihen bei künstlicher Ernährung, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil der geschwächte oder franke Organismus der Mutter dem Kinde in der vorgeburt-lichen Zeit schon genug von seinen Widerstandsunfähigkeiten mit-geteilt hat und ein weiterer körperlicher Zusammenhang zwischen Mutter und Kind nur von Schaden sein könnte. Dieser Versuch wäre besonders interessant, wenn er sich ausschließlich auf in der Industrie beschäftigte Frauen bezöge, bei denen es nicht selten vorkommt, daß sie schon der Bequemlichkeit halber und auch aus anderen nicht unbekanntem Gründen zwischen der Arbeit ihre

Kinder selbst stillen. In Italien kann man das bei an Bauten beschäftigten Frauen häufig genug beobachten. Damit soll gar nicht besritten sein, welcher mächtiger Faktor bei der Degeneration des Volkes die immer mehr aufkommende künstliche Ernährung der Kinder ist. Aber mit kleinen Palliativmitteln, wie z. B. die vorge-schlagenen Stillprämiën, ist nicht geholfen. Die Großzahl der Mütter, d. h. die Frauen des Volkes, müssen in den Stand gesetzt werden, ihre Kinder stillen zu können. Und das ist nur ein kleiner Teil der ungeheuer großen Aufgabe, das Volk durch eine gewaltige ökonomische und geistige Evolution körper-lich und seelisch auf eine höhere Stufe zu stellen. Das ist eigen-lich selbstverständlich; es kann aber angeführt werden immer wieder versuchten Verschleierung der eigentlichen Ursachen nicht oft genug wiederholt und betont werden.

**Grüne Madlerinnen in Berlin.** Neu für Berlin ist die Ver-wendung weiblichen Botenpersonals neben dem männlichen. Die Grünen Madlerinnen sollen vor allem ihre Aufgabe darin finden, den Berliner Hausfrauen als Ersatz für plötzlich erkranktes Dienstpersional zu dienen. Aber auch zu kleinen Hilfen bei der Toilette werden sie sich — speziell in der Ballsaison — geeignet erweisen.

## Aus den Witzblättern.

**„Megendorfer Blätter“.**  
Schlau. Gast (zum Wirt): „Sie, ich hab' in meinem Bettte Wanzen gefunden!“ — Wirt: „Ja, wo haben Sie denn die hergebracht?“

Hoch hinaus. Arzt: „Gnädige Frau, Sie müssen fort aus der Stadt, und zwar sofort; Hauptbedingung: frische, reine Luft, am besten Höhenluft.“ — Frau: „Das ist herrlich, Herr Doktor, ich danke Ihnen herzlich; nun muß mir mein Mann ein Luftschiff kaufen.“

Berraten. Frau: „Heute kommt mein Sohn von der Uni-versität wieder heim. Halten Sie sich von ihm möglichst zurück, Theres!“ — Köchin: „So, schlägt der seinem Papa nach?“

Der kleine Festmüt. Mama: „Wie, Frißerl, du hast schon alle Bonbons aufgegessen, die dir die Tante gegeben hat?“ — Friß: „Nichts geblieben als die schöne Erinnerung.“

Aufruf. Postmonnaie mit 40 Mark Inhalt abhanden ge-kommen. Der Dieb oder Finder wird herzlich gebeten, wenn er den Betrag nicht zurückgeben will, wenigstens öffentlich zu erklären, daß ich das Geld nicht vergaube habe, wie meine Frau behauptet. Gottlieb Bittermann.

## Literatur.

Der Bibliothekar Nr. 7 ist soeben erschienen. Die 12 Sei-ten starke Nummer enthält folgende Beiträge: Ueber Archi-veisen von Ingenieur R. Woldt. — Zur Bekämpfung der Schundliteratur von W. Scharrelmann. — Die Naturkunde in den Volksbibliotheken von Dr. -d. — Eine Versammlung der Bibliothekare. — Bücherbesprechungen. — Zusammenstellung der Bücherbesprechungen. — Verzeichnisblätter für Bibliotheken von G. Hennig. — Verbringen der Bücher in die Wohnungen der Leser von Jhl. — Bibliothekberichte: Elberfeld-Warmen. — Der Internationale Kongreß der Bibliothekare von Jhl. — Notizen und Sprechsaal.

Es ist zu wünschen, daß alle Arbeiterbibliotheken das äußerst anregende Fachblatt abonnieren.

**Floeride, Dr. Kurt, Kriechtiere und Lurche Deutschlands.** Reich illustriert. In farbigem Umschlag, gebestet 1 Mk., elegant gebunden 1,80 Mk. Verlag des „Kosmos“, Gesellschaft der Na-turfreunde (Geschäftsstelle: Franckh'sche Verlagsbuchhandlung), Stuttgart. Die Mitglieder erhalten diesen Band kostenlos.)

ung mit einer größeren Bergtour „den Aufstieg auf das Wetterhorn“ zu wagen. Mit vorzüglich gepacktem Rucksack und Eispickel gewappnet, trat ich mit meinem Freunde S. die Bahnfahrt Karlsruhe-Weirungen an, deren es bedarf, um das „Wetterhorn“ zu besteigen. Die Witterung machte allerdings nicht Wiene dazu, um uns zu unserem Vorhaben Mut einzuflöschen. Nach einer Fahrtunterbrechung in Luzern stiegen wir in die Brünningbahn, die sich zunächst bis Alpnachstad am Vierwaldstättersee entlang zieht, wobei man rechts den „Pilatus“ und links das „Stanserhorn“ sieht, beide noch in Nebelschleier gehüllt.

Am Bahnhof Weirungen angekommen, meldete sich gleich ein Bergführer zu unseren Diensten. Ueber unser Vorhaben aufgeklärt, lehnte derselbe jedoch eine Führung allein auf das Wetterhorn entschieden ab, denn eine solche Partie bei diesen Witterungsverhältnissen sei ohne zwei Führer unmöglich. Nebenbei sei erwähnt, daß dies uns eine Ausgabe von 130 Franken verursacht hätte, was für uns jedoch eine zu kostspielige Sache gewesen wäre. Unter diesen Umständen sahen wir nun von der Besteigung des Wetterhorns ab und vereinbarten mit dem Führer, eine andere Tour zu unternehmen und zwar nach der Dossenhütte. Nach Einnahme des Frühstückes brachte uns die bis zu 66 Prozent steigende Reichenbachfallbahn auf den Zwirgliberg, um von hier die Wanderung zu Fuß anzutreten. Hier oben sieht man den gewaltigen Reichenbach mit donnerartigen GeföÙe herniederstürzen, den Wasserfall weit forttragend. Das Wetter hatte sich nun etwas aufgehheitert und sahen wir nun, die Straße hinansteigend, die Engelhörner, das Wellhorn (3196 Meter) und das Wetterhorn (3703 Meter) zwischen den Nebelwolken mit ihren weißen Spitzen hervorrage. Dem Lauf des Reichenbachs entlang kommt man nach zweistündiger Wanderung durch das waldbreiche Bergtal in frischer, kühler, ozonreicher Waldluft zum Kurhaus „Rosenlauri“, woselbst wir in matter, bläulichweißer Beleuchtung den Rosenlaurigletscher bewundern konnten. Unser Weg zweigt jetzt links ab, an der vielberühmten Weibachschlucht entlang, welche im Jahre 1902 durch Felsgalerien zugänglich gemacht wurde. Oberhalb dieser Schlucht wurde kurz Rast gemacht, um unseren Körper für die bevorstehenden Strapazen zu kräftigen. Nun ging's an Schluchten und Felsgeröll hinauf bis zu einer steilen Schneehalde, wo wir von unserem Führer sicherheitsshalber angeleitet wurden, da wir nun mit besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten. Durch den inzwischen wieder eingetretenen Nebel und Schnee wurde der Aufstieg sehr erschwert und konnten wir Erleichterungen nur unserem ausgezeichneten Führer verdanken. Nach achtfündigem Aufstieg gelangten wir abends 6 Uhr in der vom Schweizer Alpenverein erbauten „Dossenhütte“ an. Unser Führer zündete nun Feuer an, um einen Grog zu bereiten, um unsere kalten Glieder etwas zu erwärmen, während wir unsere Kleider trockneten, die unter der Ungunst der Witterung sehr gelitten hatten. Eine warme Suppe mit Käse bildete unser Nachtessen, welches uns nach dem anstrengenden langen Marsche trefflich mundete. Nach nochmaliger Ausschau nach dem Wetter, welches statt besser schlechter wurde, legten wir uns, in Teppiche gehüllt, auf unser Lager, um von den Tagesstrapazen auszuruhen.

Nach einer kalten Nacht, es herrschte Schneetreiben, wurden wir um 4 Uhr durch den Wecker aus unserem tiefen Schlafe gerüttelt. Das erste war nun wieder die Umschau nach den Witterungsverhältnissen. Und diese waren nicht günstige. Die Fenster der Hütte waren gefroren und draußen schneite es immer noch. Mittlerweile war draußen der Schnee schon bis zur Mitte der Fensterseiben angewachsen; nun erklärte uns der Führer, daß unter diesen Umständen an eine Fortsetzung der Tour nicht zu denken sei. Ein Zurückgehen sei ebenfalls ausgeschlossen. Es blieb uns nur das eine übrig, hier in der Hütte zu verbleiben.

Nun traten an uns mancherlei Gedanken heran, auch sah man dem Führer ein Bangen an, wenn er daselbst auch nicht zum Ausdruck brachte. Mit unserem Probiant mußten wir jetzt sparsam zu Werke gehen, da nicht voraussehen war, wie lange wir hier noch die Zeit zu-

bringen mußten. Wir beschloßen, für heute hier zu bleiben. Wir vertrieben uns die Zeit mit Kartenpiel und unterhielten uns mit der Bibliothek, die in der Hütte untergebracht ist. Eine erfolgreiche Jagd auf vierfüßige unliebame Hüttenbewohner soll nicht unerwähnt bleiben. Auch unser Führer erzählte uns von seinen Erlebnissen bei früheren Wanderungen. Zeitweise mußten wir den Schnee vor der Türe entfernen, um wenigstens noch von dieser Seite in das Freie schauen zu können. So war nun der Tag zur Neige und nach eingenommenem Abendbrot begaben wir uns wieder zur Ruhe. Kurz nach 10 Uhr waren wir alle in Schlaf versunken. Um Mitternacht tobte ein fürchterlicher Schneesturm, sodaß wir glaubten, unsere Hütte müsse unbedingt in den Abgrund gerissen werden. Um halb 1 Uhr stand unser Führer auf, um einen Fensterladen wieder zu befestigen, den der Sturm losgerissen hatte. Um halb 5 Uhr morgens erhoben wir uns von unserm Lager, um uns marschbereit zu machen. Der Schneesturm hatte nun sein Unwesen eingestellt und war nur noch dichter Nebel vorhanden. Nach etwa einer halben Stunde wurde es gegen Westen heller und nach einigen Minuten war der schönste und klarste Horizont vorhanden, den wir je gesehen hatten. Während wir unser Frühstück bereiteten, sah unser Führer nach den Verhältnissen. Auf einen Ruf desselben traten wir aus der Hütte und sahen das Wetterhorn im schönsten Alpenglänze. Die Aussicht war nun so klar, daß wir die Urner- und Berneralpen sowie Urbachtal und Rosenlaurialp übersehen konnten.

Durch die ungünstigen Verhältnisse der zwei Tage zuvor war ein weiterer Aufstieg zum „Dossenhorn“ unmöglich. Wir traten deshalb den Abstieg nach dem Urbachtal an, denn wir durften nicht daran denken, denselben Weg zu benutzen den wir aufgestiegen waren. Denn die Felsen waren verschnit und drohte uns außerdem noch große Lawinengefahr. Nachdem wir ungefähr 400 Meter abgestiegen waren, teilte uns der Führer, nachdem er einen sicheren Abstieg gesucht, aber keinen gefunden hatte, mit, daß wir wegen der Lawinengefahr von der Gattmensseite wieder zur Hütte hinauf müssen. Schweren Herzens, aber der Not gehorchend, stiegen wir wieder zur Hütte hinauf. Noch nicht an derselben angelangt, donnerte und krachte es, und von allen Seiten hörte man Lawinen hinunterstürzen.

Mein Freund und ich machten es uns, als wir in der Hütte angelangt waren, in derselben mit allerlei Dingen kurzweilig, währenddessen unser Führer auf die Suche nach einem anderen Abstieg ging. Nach Rückkehr desselben machte er uns die Mitteilung, daß wir der weiteren Lawinengefahr wegen den Abstieg vor 4 Stunden nicht wagen dürften. Gegen Mittag wurde wieder abgefocht. Dann machten wir uns abermals marschbereit, um, da sich am Horizont feines Gewölk zeigte, den Abstieg anzutreten, und diesmal nicht ohne Erfolg. Denn es war zudem jetzt zu dem Abstieg höchste Zeit, denn abends 6 Uhr schneite es wieder, wie in der Nacht zuvor. Vorsichtshalber und zum schnelleren Abstieg nahmen wir noch das in der Hütte zum Mobilar gehörende Seil mit. Wie Ragen kletterten wir an dem Felsengrat hinunter, immer Schutz an vorspringenden Felsen suchend, da man immer noch den Lawinen und dem Steinschlag nicht trauen durfte.

Glücklich die gefürchteten Felsen verlassend, durchwanderten wir, bis an die Hütten im Schnee, eine steil abfallende Schneehalde. Alle Gefahr war nun vorüber. Rasch abwärts schreitend, erreichten wir abends 6 Uhr wieder Weirungen, das wir 56 Stunden vorher verlassen hatten. Hier verabschiedete sich der Führer von uns, da dessen Angehörigen schon zweimal sich nach seinem Ausbleiben erkundigt hatten.

Am anderen Morgen nahmen wir nun von den Bergen Abschied und fuhrten über den herrlichen Brienzensee nach dem internationalen Interlaken, um von hier mit der Bahn über Bern-Basel unsere Heimat — Karlsruhe — zu erreichen.

## Die Arbeiterfrau und der Alkohol.

Es ist betrüblich und lächerlich zugleich, wie die jungen Damen der gut bürgerlichen Kreise aus reiner Unkenntnis und

unreifer Schwärmerei zu Gönnerinnen des männlichen Säuferturns werden. Sobald ihre Brüder oder Vettern oder heimlichen Freunde Studenten geworden sind, lassen sie sich schnell von denen überzeugen, daß das Saufen ein edler Jugendsport und daß es eine ritterliche Tugend sei, in der Trinkschichtigkeit viele andere zu überflügeln. Mit welcher Klopfsenden Begeisterung singen dann diese jungen Schönen an den Studentenfesten die feucht-fröhlichen Lieder mit, mit welcher staunendem Lächeln hören sie die renommiistischen Erzählungen der jungen Säuflumpen an, mit welcher glücklichen Stolge sehen sie die jungen Helden ein Glas nach dem andern auf ihre persönliche Wohl leeren! Ach, ihr hohen jungen Gönner, hättet Ihr eine Ahnung von den Wirkungen solcher Säuferzesse, die Ihr da so holdselig begönnet!

Indessen sind diese jungen Damen leider nicht die einzigen, die in blinder Schwärmerei den trinkfesten, „echtdentschen“ Wam berehren. Auch unter den Arbeiterfrauen findet man Gebankelose, die es ihrem Wam im Stillen als eine Geldentat anrechnen, wenn er einen „ordentlichen Schlud“ verträgt, oder wenn er gar die Kollegen, unter den Tisch zwingt und dann noch das Schlüsselloch dabei findet. Auch sie ahnen ja nichts von den heimlichen, tödlichen Verheerungen, die der Alkohol unter den Generationen anrichtet. Solange der Mann noch halbwegs für die Familie sorgt, solange er noch jeden Mauth augenscheinlich gut überwindet, solange sehen sie noch mit Lächeln über mehr oder minder häufige Durstankfälle hinweg. Ein Mann muß halt schon manchmal ein Gläschen über den Durst trinken dürfen!

Erst diejenigen Arbeiterfrauen lernen allmählich den ganzen grenzenlosen Jammer des Alkoholismus ahnen, die durch das Trinken des Mannes in wirtschaftliches Elend kommen. Aus einer erträglichen Vorliebe in den jüngeren Jahren wird beim älteren Manne leicht eine tiefressende Gewohnheit. Es werden ja die Sorgen mit den sich mehrenden Kindern nicht weniger, sondern mehr. Also die Anlässe zum Trinken mehren sich, wenn nicht gute Gründe des Willens und des Verstandes dagegen schützen. Die Frau sieht den Verfall kommen; sie greint und klagt und weint und schimpft. Aber wieviele trinkende Männer mag es wohl geben, die sich durch solches Gebahren ihrer Frauen hätten abhalten lassen? Sie werden in Wut geraten, oder sie werden sich in besinnlichen Stunden schämen — aber sie werden weitertrinken. Wenn die Frau erst zu befehren anfängt, wenn das Trinken schon eine ganz offensichtliche Gewohnheit geworden ist, dann ist's überhaupt zu spät. Sie und die Kinder geben mit zugrunde, oder müssen doch trostlose Jahre mit durch die Tiefe wandern, wenn der Säuflumpel einmal eingekehrt ist in ihr Heim. Not am Tische, krank oder geschwächte Kinder, Gram im Herzen, eine zerstörte Familiengemeinschaft: welche Frau eines Säufers kennt nicht dieses lastvolle Leben?

Aus solchen Zuständen heraus wird es begreiflich, wenn eine jungverheiratete Arbeiterfrau mit glücklichem Leuchten in den Augen von ihrem Manne als höchste Tugend rühmt: er trinkt nicht. Und wenn sie auf diese Tugend ihr ganzes häusliches Glück baut. Aber unbegreiflich ist es, wenn trotz solcher allbekanntester Erfahrungen über unglückliche Ehen mit Trinken es immer noch viele vertrauensvolle Arbeiterinnen gibt, die vor der Ehe mit einem trinkenden Manne nicht zurückreden. Es sieht auch in ihnen noch jene sentimentale Verwunderung des trinkfesten Gelben, des starken Mannes, der sich schon gelegentliche Kraftproben leisten dürfte. Oder manche von ihnen versprechen sich auch, daß sie den großen Durst nie zu einem Nebel werden lassen wollen. Aber das genügt nicht als Widerstand gegen das männliche Trinken. Die Frauen müssen unendlich viel strenger und gewissenhafter denken lernen über den Alkoholismus. Sie müssen begreifen lernen, daß jede Lage und zahme Auffassung über ihn eine Gefahr für ihr Eheglück, für ihr Fortkommen und für ihre Kinder ist. Dazu gehört gründliche Aufklärung über die Bedrohungen und die Folgen des starken Trinkens; das müssen die Vereine tun. Dazu gehört aber erst recht der feste Entschluß jeder einzelnen Frau, es fortan bitter und furchtbar ernst zu nehmen mit jedem Alkoholgenuß des Mannes. Es sollte dahin kommen, daß kein junges Mädchen mehr vor der Ehe lachenden Mundes erklärt: Ach, so ein bißchen Trinken schadet doch nichts. Sondern es sollte ihr mindestens eine ernsthafte Ueberlegenheit abfordern,

ob sie einen Mann heiraten soll, der irgendwelche Neigung zum Trunk zeigt. Der sozialdemokratische Parteitag hat jetzt den Bohlott der Männer gegen den Schnaps der Junker proklamiert, ein Beschluß, der auch für die Frauen von unabsehbarem Segen werden kann. Aber so mögen sie nun auch unter sich einen Bohlott der Verachtung und der Ablehnung beschließen gegen die Trinker aus ihren eigenen Familien- und Bekanntschaftskreisen. Die Arbeiterfrau muß aus einer bloß leidenden zu einer wissenden und wollenden Todfeindin des Alkohols werden!

## Aus allen Gebieten.

### Theater, Kunst und Wissenschaft.

Arbeiter-Dilettanten-Kunstausstellung. Wir machen die Genossen dringend darauf aufmerksam, daß im Januar 1910 eine Arbeiter-Dilettanten-Kunstausstellung im Berliner Gewerkschaftshause stattfindet, und bitten wir alle diejenigen, welche in ihren Mußestunden vielleicht Gemälde, Zeichnungen, kunstvolle Handwerkerarbeiten in Glas, Ton, Metall, Holz usw. gefertigt haben, dringend, sich mit dem Veranstalter derselben, Herrn Adolf Lebenstein, Berlin W. 30, Neue Winterfeldtstraße 36, in Verbindung zu setzen. Schluß der Annahme der Ausstellungsobjekte am 8. November. Jergendwelche Kosten entstehen den Ausstellern nicht.

Wie John Burns sein Ministergehalt ausgibt, darüber läßt sich die „Frankf. Ztg.“ schreiben: John Burns, der bekannte englische Arbeiterführer und Minister, hat etwas Tages, als er noch von einem Wochenlohn von 40 Mk. lebte, den Auspruch getan, kein Mensch sollte billigerweise ein Einkommen von mehr als 10 000 Mk. haben. Heute bezieht er als Kabinetminister ein Einkommen von 40 000 Mk., und es wird ihm oft genug jener Auspruch vorgehalten und man fragt ihn, was er mit den überschüssigen 30 000 Mk. im Jahre mache. Ich bin zufällig in der Lage, diese Frage zum Teil zu beantworten. Bei einem gelegentlichen Besuch im Unterhause am Montag Abend der vergangenen Woche traf ich John Burns und ich erzählte ihm, daß ich an demselben Tage in Stratford am Avon gewesen und dort in der Bibliothek die wunderbaren alten Shakespeares Ausgaben gesehen hätte. „Ist das nicht eine herrliche Bibliothek?“ fragte er mich mit leuchtenden Augen und dann nahm er mich beim Arme und sagte: „Ich besitze jaust eine „Zweite Folio-Ausgabe“ und wenn man, wie eine Zeitung beabsichtigt war, mein Gehalt erhöht hätte, würde ich auch eine „Erste Folio“ besitzen.“ — Und für seine „Zweite Folio“ hatte dieser ehemalige Arbeiter 20 000 Mk. oder sein halbes Ministergehalt gegeben! Schmunzelnd meinte er noch dazu, daß das eine vortreffliche Kapitalanlage sei. John Burns war Zeit seines Lebens einer der größten Bücherwähler, die ich je gekannt habe. Als er noch in seinem kleinen Häuschen in Ravenhill in Battersea wohnte, war jede Zimmerwand bis zur Decke mit Büchern bedeckt und so kostbar ist ihm seine Bibliothek, daß, als er als Kabinetminister ein etwas größeres Haus in der Nachbarschaft bezog, er zum Staunen der Nachbarn seine Bücher selbst ins neue Haus trug. Niemand anders durfte sie berühren. Wer übrigens das Haus anderer englischer Arbeiterführer besucht hat, wird über den Büchereifer John Burns nicht erstaunt sein. Die meisten von ihnen besitzen selbstgekauft Bibliotheken von einem Umfang, wie sie in Deutschland in den Häusern selbst sehr wohlhabender Leute nicht zu finden sind. Viele von ihnen haben für ihren Schatz dreißig und fünfzig Jahre lang einen sehr erheblichen Teil ihres Einkommens geopfert.

## Allerlei.

In 29 000 Meter Höhe. Der bis jetzt höchste Ballonaufstieg, wobei die enorme Höhe von 29 040 Metern erreicht wurde, ist unlängst, wie wir in der Zeitschrift „Kosmos“ lesen, von dem belgischen meteorologischen Institut in Aede erzielt worden, natürlich nur mit einem unbemannten Registrierballon. Einem lebenden Wesen wäre es ja unmöglich, in solche Höhen vorzudringen, wo der Luftdruck nur noch 10 Millimeter beträgt. Die Berliner Gelehrten Berjon und Süring sind mit 10 800 Metern in die bisher größte, von Menschen erreichte Höhe emporgestiegen, freilich auch nur in bewußtlosem Zustande. Die Belgier